

Johannes F. Lehmann / Roland Borgards /  
Maximilian Bergengruen (Hg.)

# **Die biologische Vorgeschichte des Menschen**

Zu einem Schnittpunkt von  
Erzählordnung und Wissensformation

RALF SIMON

## Zur Genese der Denkfigur ›Vorgeschichte‹ bei Johann Gottfried Herder

### I. ›Vorgeschichte‹?

Ist der Terminus ›Vorgeschichte‹, wenn man ihn im Kontext wissenspoetologischer Reflexionsbestimmungen benutzt, ein plausibler Begriff? Dass zu jeder Geschichte eine Vorgeschichte erzählbar ist, wurde mehrfach bemerkt. Wilhelm Schapp formuliert in seiner Phänomenologie des In-Geschichten-Verstricktseins, dass eine Erzählung »unmerklich in Vorgeschichte und Nachgeschichte übergeht«, dass sie »keinen Ruhepunkt im Sinne von Gegenwart, sondern nur im Sinne des Abbaus und des Aufbaus von Zukunftshorizonten«<sup>1</sup> habe (und entsprechend auch von Vergangenheitshorizonten). Diese unendliche Horizonsweiterung der Erzählrhythmik in beide Richtungen der Zeit mag mit dem *metonymischen* Charakter des Erzählens zu tun haben, mit dem Auf- und Herzählen, also mit dem Moment der Zahl, das im Begriff der Erzählung noch hörbar ist. Aber auch die geschlossene Sinnfigur einer Erzählung ist als analoges Schema wiederholbar, etwa im Sinne von Freuds *Wiederholungszwang*, nach dem eine Person immer in dieselbe Konstellation eintritt, also zu jeder Sequenz eine strukturanalog vorangehende erzählbar ist. Was im Wiederholungszwang manifest hervortritt, ist wohl in der Latenz eine narrative Grundfigur: Man erklärt eine Ereignissequenz durch eine Vorgeschichte, deren Ablaufschema starke Analogien zur Ausgangserzählung aufweist. So wiederholt die Kindheitsvorgeschichte in vielen Romanen und Erzählungen nach vorne gelagert die Hauptgeschichte, und manchmal ist ihr noch die Vorgeschichte der Eltern oder der entfernteren Familiengenealogie vorangestellt. Stifters *Der Kays von Sente* inszeniert dieses Spiel der Vorgeschichte als vorangestellte Wiederholung in paradigmatischer Weise. Diese beiden Sinnfiguren der Vorgeschichte (Metonymie und Wiederholung) haben im Zusammenhang einer allgemeinen Narratologie eine wichtige Funktion, sie dienen letztlich dem Nachweis, dass die Narration

---

<sup>1</sup> Wilhelm Schapp, *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*, Frankfurt a.M. 2002 (zuerst 1953), S. 161.

für die lebensweltliche Befindlichkeit eine fundamentale Dimension besitzt.

Auf dem Gebiet des Wissens ist der Terminus der Vorgeschichte jedoch keinesfalls selbstverständlich. Das Wissen folgt der Denkform der explizit gemachten Begründung, und diese legt einem Faktum stets ein es ermöglichendes Moment voraus. Begründen heißt, einen Zustand aus einem anderen herzuleiten, seine Voraussetzungen zu erkennen und zu formulieren, die Ursache zu benennen und ihre Relevanz zu beweisen. Hierbei handelt es sich nicht um Vorgeschichten, sondern um *Kausalität*, nicht um Narration, sondern um disziplinar geregelte *Argumentation*. Die Ursache muss sich von der Folge unterscheiden, sie darf sie nicht wiederholen (dann fiel die Ursache tautologisch mit der Folge zusammen), und sie darf auch nicht metonymisch ins Verursachte hinübergleiten (dann würde sich die Ursache-Folge-Relation zu einem Komplex verbinden und mithin erneut die Frage nach der Ursache dieses Komplexes aufwerfen). Damit scheiden für die Form des Wissens genau die beiden Argumente aus, die den Terminus der Vorgeschichte in einem Kontext allgemeiner Narratologie plausibel machen (s.o.).

In der Konkurrenz zu Begründung, Herleitung und Voraussetzung kommt die Vorgeschichte nur dann ins Spiel, wenn Möglichkeiten erwogen werden, den Begriff des Wissens selbst einer letztlich kontingenztheoretischen Reflexion zu unterziehen. In der weichen Variante würde man Wissensformen, die mehrheitlich strikte Kausalitätsdispositive benutzen (nennen wir diese versuchsweise *Naturwissenschaften*) von solchen Wissensformen unterscheiden, die tendenziell narrativ sind und vielfachen Begründungsnetzen mit unterschiedlichen Formen von Analogien, Tropen und Figuren folgen (nennen wir diese versuchsweise *Kulturwissenschaften*). Dann wäre die Vorgeschichte bei der zweiten Option zu verankern, nicht aber bei Wissensformen strikter Kausalität.

Die harte Variante hat eine grundsätzliche und philosophische Frage zu stellen: Wie plausibel ist überhaupt die Unterscheidung von Argumentation und Narration, von Kausalität und narrativ gestaltetem Zeitschema? Basiert nicht jede Kausalität auf einer Formalisierung des temporalen Nacheinanders? Der Verdacht lautet also, dass letztlich alle Argumentation kaschierte Narration ist, alle Begründung nur das Ergebnis einer Formalisierung, die das Zeitschema nachträglich zur Logik umzudeuten

sucht.<sup>2</sup> Würde man dieser Position zustimmen, dann würde der Terminus der Vorgeschichte zu einem Grundbegriff werden müssen und letztlich den Begriff der Kausalität fundieren. Mit dieser Option fiel die Differenz von harter und weicher Wissenschaft in sich zusammen; es wäre nur noch eine Differenz von Rhetoriken und ihrer jeweiligen Macht vorhanden – ein schönes Gebiet für ideologiekritische und diskursanalytische Studien.

Es sei nicht verschwiegen, dass man die harte Variante auch gegenteilig anlegen kann.<sup>3</sup> Kurioserweise ist es die Narratologie selbst, die hier den Weg weist. In der strukturalistischen Epistemologie wurde die Erzählung als ausweichende Temporalisierung eines anfänglich semantischen Kon-

<sup>2</sup> Diese radikale Option ist ihrerseits schwer einer theoretischen Begründung zu unterziehen, da die Entscheidung, ob man Argumentation oder Narration als Letztsystem annimmt, selbst nur auf der Basis einer Theoriesprache erfolgen kann, die sich vorangehend entschieden haben muss, argumentativ oder narrativ zu prozedieren (Herders Denken hat diese Entscheidung getroffen; es löst sich nie vom narrativen Substrat). Die Fragestellung steht also, wie bei Fragen der Letztbegründung nicht untypisch, in einem zirkulären Verhältnis zur sie thematisierenden Theorie. – Soweit ich sehe, gibt es hinsichtlich dieser Frage erstaunlicherweise keine substantielle Forschung. Die Studien, die in Theorietexten Erzählmuster feststellen (z.B. Hayden White, *Metahistory*, Frankfurt a.M. 1991), platzieren das Narrative auf einer Ebene sehr hoher Allgemeinheit, unter der die einzelnen Begründungsverhältnisse sehr wohl rein argumentativ sein können. In diesem Sinne könnte man Hegels *Phänomenologie des Geistes* durchaus einem Masternarrativ unterstellen und gleichwohl die Logik der einzelnen Schritte betonen (Johannes Heinrichs, *Die Logik der Phänomenologie des Geistes*, Bonn 1974). Die Fragestellung wird aber erst dann zu einem wirklich kontroversen Thema, wenn man auf der Ebene, die logisch-argumentativ genannt werden kann, die narrative Funktion ins Spiel bringt. De facto ist die Logik im strengen Sinne eine Angelegenheit des Satzes als Proposition. Sätze lassen sich logisch durch Syllogismen verknüpfen. Aber kein philosophischer Text von Rang (nicht einmal Wittgensteins *Tractatus*) argumentiert rein syllogistisch. Wie verläuft aber dann der argumentative Faden? Wie groß ist darin der Anteil des Narrativen? Wie tief kann man die Narratologie in das Fleisch der Argumentation hineintreiben? Ist es gar die Narration, die der Argumentation das Grundschema zur Verfügung stellt? In dieser Grundsätzlichkeit sehe ich weder in der Philosophie noch in der literaturwissenschaftlichen Narratologie eine Forschungssituation, die Antworten zu geben in der Lage wäre.

<sup>3</sup> Ich gehe hier von Abstraktionen aus. De facto liegen in den Texten immer Mischungen von narrativen und argumentativen Elementen vor. Herders Textform ist nicht nur narrativ, Kants Text nicht nur argumentativ. Dennoch wird es gerade bei diesen beiden Autoren deutlich, dass ihr Streit auch aus dem Vorherrschen des Narrativen oder Argumentativen resultiert. In diesem Sinne ist es methodisch sinnvoll, die Alternative in der Tat als solche zu bedenken.

flikts verstanden.<sup>4</sup> Wenn sich ein Konflikt nicht lösen lässt oder nicht gelöst werden soll oder mangels epistemologischer Kompetenz im Moment nicht gelöst werden kann, dann werden zwischen die konfligierenden semantischen Einheiten solange Zwischenschritte eingebaut, bis man im Laufe der Zeit vom einen zum anderen Konfliktpartner gekommen ist. So bearbeitet Levi-Strauss die Mythen:<sup>5</sup> als narrative Darstellung von Grundfragen des Wissens bei Gesellschaften, die noch keine strikten Wissens- und Kausalitätsformen ausgearbeitet haben. Die Erzählung steht im Konzept des klassischen Strukturalismus im Vorfeld der Begründung; sie löst sich im Begrifflichen auf, sobald die Begründung mit voller Macht das Feld betritt und die Erzählform Vorgeschichte in die Begründungsform Argumentation überführt wird.

Der Status des Begriffs der Vorgeschichte im Kontext des Wissens ist also, wie man sieht, schwer zu bestimmen, er hängt von der Definition dessen ab, was man ›Wissen‹ nennen möchte.<sup>6</sup> Man kann den Terminus der Vorgeschichte so stark machen, dass ihre Narrationsform die Basis jeglichen Wissens bildet, und man kann sie so schwach machen, dass sie sich auflöst, sobald sich Wissen konstituiert. Geisteswissenschaftler pflegen an einem solchen Punkt der Argumentation gerne die Frage nach der Herkunft einer solchen epistemologischen Situation zu stellen. Sie ist hier etwas misslich, weil sie selbst dem Schema der Vorgeschichte folgt und also in einem verwickelten Verhältnis zum Fragegegenstand steht. Gleichwohl,

<sup>4</sup> Das Grundmodell der strukturalistischen Narratologie geht von einer semantischen Opposition a versus b aus und temporalisiert die Spanne zwischen a und b als Erzählung (würde man a und b begrifflich vermitteln, wäre man bei der Argumentation). Vgl. dazu Algirdas Julien Greimas, *Strukturale Semantik*, Braunschweig 1971. Vgl. auch Jurij Lotman, *Die Struktur literarischer Texte*, München, 1981, der die semantische Opposition als eine von Raumsemantiken denkt und die Erzählfunktion als Überschreitung der Raumgrenzen (vgl. bei Lotman Kap. VIII).

<sup>5</sup> Vgl. Claude Lévi-Strauss, *Die Struktur der Mythen*, in: Claude Lévi-Strauss, *Strukturale Anthropologie I*, Frankfurt a.M. 1977, S. 226–254.

<sup>6</sup> Der Terminus des Wissens hat im Überschneidungsfeld von Literaturwissenschaft und Wissenschaftsgeschichte eine erhebliche Spreizung erfahren. Kanonisch ist eine an Foucault orientierte Diskursanalyse geworden, die die diskursive Verfertigung von Wissen thematisiert, vgl.: Joseph Vogl, *Für eine Poetologie des Wissens*, in: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hg.), *Die Literatur und die Wissenschaften. Festschrift zum 75. Geburtstag von Walter Müller-Seidel*, Stuttgart 1997, S. 107–127, und Joseph Vogl, *Einleitung*, in: Ders. (Hg.), *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, S. 7–16. Einen Wissensbegriff, der nicht die literaturwissenschaftliche Analyse der Wissenssysteme und den Reflex der Wissenschaftsgeschichte in der Literatur betreibt, sondern das genuine Wissen der Literatur selbst zu denken versucht, präsentiert Heinz Schlaffer, *Poesie und Wissen*, Frankfurt a.M. 1990.

der Rückgang zu einem Autor, für den die Alternative zwischen harter und weicher Variante von Wissen aus historischen und systematischen Gründen so nicht existierte, mag die Frage mit einigen Reflexionsbestimmungen anreichern.

Das Werk Johann Gottfried Herders gehört zu der von Koselleck so genannten Sattelzeit,<sup>7</sup> also der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich formierenden Übergangszeit zwischen der alteuropäischen Form des Wissens und der beginnenden, auf die Moderne hinzielenden Dynamisierung und Ausdifferenzierung der Wissenssysteme. Herder, der in der Nachfolge von Leibniz und Spinoza ein monistisches Denken mit starken sensualistischen, aber nicht empiristischen Implikationen formiert hat, arbeitet folglich an Konzepten, die die schon zur Ausdifferenzierung drängenden Wissensformen gleichwohl in eine Einheit zurückzubinden versuchen. In diesem Sinne fundiert er jegliches Wissen in einer hermeneutisch zu nennenden Sprachauffassung. Es handelt sich also um eine im oben argumentierten Sinne harte Variante von Vorgeschichte. Zugleich kann man Herder als denjenigen Autor bezeichnen, der die Frage nach der Genese in einem genealogischen Sinne entwickelt hat. Die folgenden Überlegungen versuchen, die dabei implizierten Theoriegehalte darzustellen.

## II. Rückwärts und Vorwärts

Manchmal erkennt man etwas erst, wenn man die Perspektive umdreht. Was also kann man wahrnehmen, wenn man mit dem Narrativ von Herders Sprachursprungsschrift<sup>8</sup> etwas macht, was man mit jeder Narration machen kann, nämlich: Was ist zu sehen, wenn man den Text nicht in der vorliegenden Form erzählt, sondern umgekehrt, vom Ende her?<sup>9</sup> Um zu verstehen, wie die Sprache in ihrer entwickelten Form als soziale Wechselwirkung (siebte Position; FHA I, 769ff.) funktionieren kann,

<sup>7</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, *Einleitung*, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1979, S. XV.

<sup>8</sup> Herder-Zitate erfolgen im Fließtext nach Sigle FHA, [Band], [Seite]: Johann Gottfried Herder, *Werke*, hg. von Martin Bollacher, Jürgen Brummack, Ulrich Gaier, Gunter E. Grimm, Hans Dietrich Irmscher, Rudolf Smend u.a., Frankfurt a.M. 1985ff., 10 Bde.

<sup>9</sup> Die folgende Erzählung orientiert sich am Ablaufschema der sog. Schöpfungshieroglyphe, nach der sich die Argumentation in sieben Schritte gliedert. Vgl. dazu Ulrich Gaier, *Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik*, Stuttgart 1988.

muss man vorher eine andere Geschichte erzählen: diejenige, wie die Sprache überhaupt in die Lage versetzt werden konnte, Artikulation von Innerlichkeit, von Gedanken, von ›Seele‹ (sechste Position; FHA I, 743ff.), wie Herder sagt, zu sein. Denn nur dann lässt sich die soziale Wechselwirkung verstehen, wenn man als deren Voraussetzung verstanden hat, wie Subjekte sich überhaupt artikulieren können. Aber man wird dieser Position eine weitere (die fünfte; FHA I, 733ff.) voraussetzen müssen, nämlich das Verstehen dessen, warum Artikulation als solche (nicht schon Artikulation bestimmter Inhalte) möglich ist. Warum äußert sich der Mensch in Lauten und Tönen? Diese Frage führt zu einer weiteren Vorgeschichte (die vierte; FHA I, 722ff.), die zu erklären hat, worin die Motivation, überhaupt zu artikulieren, besteht. Sie resultiert aus einem inneren Wort der Seele, aus einer internen Konzeptbildung, welche offenkundig nicht intern bleiben kann, sondern zur Artikulation drängt, deren Möglichkeit geklärt werden muss, bevor die besondere Artikulation verstanden werden kann. Natürlich ist dieses Wort der Seele herzuleiten, etwa daraus (drittens; FHA I, 704), dass der ›Othem‹ Gottes als beseelendes Pneuma die Schöpfung durchwaltet, so dass der entgegenkommende Sinn einer logosförmigen Welt für das Subjekt eine freundliche Umgebung zum inneren Wort der Seele erzeugt. Diese Sprachlichkeit der Welt hat ihre Vorgeschichte darin, dass es in der Welt solidarische Verbände gibt, die manifest miteinander in Korrespondenz stehen, so die Nachtigallen untereinander und die Hasen untereinander, aber nicht gleichermaßen Hasen mit Nachtigallen. Herder nennt dies Völkersprache der Gattungen (zweite Position; FHA I, 699): eine spezifizierte Übereinstimmung der Sympathien, die man voraussetzen muss, um auf die Idee eines allgemeinen ›Othem‹ Gottes zu kommen. Diese spezielleren Korrespondenzen sind jedoch Teil eines allgemeinen sympathetischen Zusammenhangs der Welt (erstens; FHA I, 697), in der mechanisch Laut auf Laut, Empfindung auf Empfindung, Nervenschwingung auf Nervenschwingung sich einstellen. Gibt es zu dieser Position noch eine Vorgeschichte? Herder liefert sie in der Sprachursprungsschrift jedenfalls nicht.

Das Rückwärtserzählen der sieben Argumentationspositionen ist ein rhetorischer Trick, um die Terminologie von Voraussetzung, Vorgeschichte, Herleitung zu platzieren. Auch eine Erzählung-von-vorne hätte in der Sache zum selben Ergebnis führen können – was zeigt, dass vorwärts und rückwärts bei komplexen Tiefennarrationen in der Tat rein perspektivische Operationen sind. Als komplexe Tiefennarration verstehe ich solche Erzählungen, deren Abfolge nicht monokausal (b passiert, weil a) erzeugt

wird, sondern in mehrsträngigen Netzen: komplexe Zusammenhänge, in denen oft schon komplexe Zusammenhänge aufgehoben worden sind, erzeugen komplexe Zusammenhänge. So ist es zunächst ein eher flacher Zusammenhang, aus der Kombination einer inneren Konzeptbildung und einer Adaption von Naturlauten das artikulierte Wort entspringen zu lassen. Der Zusammenhang wird aber entschieden tiefer, wenn in diesen Positionen (vier bis sechs) die Positionen eins bis drei transformiert enthalten sind und wenn erst diese beiden Dreierpakete als These und Antithese dialektisch die Position sieben erzeugen, in der dann sämtliche Positionen enthalten sind. Das ist eine komplexe Tiefennarration: Sie geht nicht nur linear die Reihe der Positionen ab, sondern nimmt sie alle mit auf, integriert also das jeweils Mitgenommene in den nächsten Schritt, um so zugleich eine permanente Rekursion zu vollziehen, die den ganzen Theoriebau im Voranschreiten immer wieder in sich selbst einkopiert. Ich habe die Vermutung, dass die Texturen des Lebens derlei Rekursionen, Re-entries und vervielfachte Vorgeschichten als ihren Normalzustand aufführen (sollte ich statt Normalzustand nicht einfach ›Leben‹ oder ›Lebendigkeit‹ sagen?). Herders Sprachursprungsschrift ist in diesem Sinne ein Musterbeispiel für die Organisation von Vorgeschichten. Zu erklären ist, wie und warum Sprache ein Mittel ist, Sozialität zu organisieren, und dazu bietet Herder lauter vorgelagerte Theorien<sup>10</sup> an, die er narrativ, also als Vorgeschichten, organisiert: eine Theorie der inneren Konzeptbildung (Wort der Seele, Merkmal), eine Theorie der mimetischen Aneignung von Lauten, eine Theorie der Sinnlichkeit als Theorie des *sensorium commune* und als deren Voraussetzung eine Theorie der tierischen Vorgeschichte des Menschen.

<sup>10</sup> Bei einer genauen Rekonstruktion zeigt sich, dass diese ›Theorien‹ in der Tat das Ensemble der gängigen Sprachursprungsphilosophien zitieren, so dass Herders Text als eine Art von Theorie der Theorien zu lesen ist. So diskutiert er den Ursprung der Sprache aus dem Zusammenhang der Lesbarkeit der Welt (Sprache als Signatur der Welt: erste und zweite Position i.o.g.S.), den Ursprung der Sprache als innere Logosgeburt des Menschen (dritte Position), den Ursprung der Sprache als adamitische Benennungsszene (vierte Position), den Ursprung der Sprache als Nachahmung (Mimesis) der Laute (fünfte Position), den Ursprung der Sprache als Mitteilung einer Innerlichkeit (sechste Position), den Ursprung der Sprache als Gemeinschaftswerk (siebte Position). Man sieht, dass Herder den vorhandenen nicht eine neue Sprachursprungstheorie zur Seite stellt. Vielmehr entwirft er eine Theorie aus Theorien.

### III. Vorgeschichten: Narratologie

Blickt man in Herders Werke, so zeigt sich ein Ensemble von weiteren Vorgeschichten. Der Analyse der Sinnlichkeit als Theorie der fünf Sinne und ihres Zusammenspiels<sup>11</sup> geht eine Theorie der synästhetischen Ungeschiedenheit beim Säugling voran, dieser wiederum Mutmaßungen über die Sinnesempfindungen des Embryos.<sup>12</sup> Man kann diese Staffelung von Vorgeschichten noch weiterführen: Herder kennt eine Theorie der Tierseele und diskutiert die Möglichkeit, dass Menschen so etwas wie ein Totemtier und also vor ihrer anthropogenen Ontogenese eine animalische haben. Davor aber liegt die Pflanzenseele.<sup>13</sup>

In seiner Theologie versucht Herder die *Ältesten Urkunden des Menschengeschlechts* (so der Titel seines wohl wichtigsten theologischen Werks, 1774–1776) zu erkunden. Auch dies lässt sich als ein Ensemble von Vorgeschichten lesen. Zunächst unterwandert er die theologischen Traditionen der Auslegung des Schöpfungsberichts durch eine sehr grundsätzliche medientheoretische Vorverlagerung. Er deutet den Schöpfungsbericht als *oral poetry*, als Nationalgesang des Morgenländers, als Ausdruck mythenbildender Phantasie und versucht mit dieser Vorgeschichte der Mündlichkeit vor der Schriftlichkeit die gesamte theologische Auslegungstradition zu unterlaufen. Sein Argument lautet, dass die schriftfixierte theologische Exegese das geschriebene Überlieferte grundsätzlich falsch – in falscher Weise wörtlich – gelesen haben muss, wenn die Übersetzung in die generierende Mündlichkeit nicht bedacht worden ist. Diese Archäologie der Mündlichkeit führt Herder in der *Ältesten Urkunde* dann aber zu weiteren Vorgeschichten, nämlich zu dem Mythen- und Überlieferungszusammenhang der Siebenerzahl des Schöpfungsberichts, zu den Chaldäern, den Ägyptern und zu einem weitverzweigten Geflecht stützender Erzählmuster. Man kann sagen, dass Herder in dieser Schrift lauter Vorgeschichten erzählt, die sich als nach vorne verlagerte Wiederholungen darstellen. So findet er die Siebenerzahl in seiner Mythenarchäologie stets aufs Neue wieder und etabliert eine Art von Strukturalismus, in dem es um immer deutlichere Formulierungen des Denkbildes der siebengliedrigen Schöpfungshieroglyphe geht.

11 Vgl. hierzu vor allem das *Vierte Kritische Wäldchen*, FHA II, 247–442 bes. S. 289ff.

12 Vgl. die Argumentation im *Vierten Kritischen Wäldchen*, FHA I, 274.

13 Vgl. diese Argumentation in Herders Text *Über die Seelenwanderung*, FHA IV, 425–473.

Literaturtheoretisch unterläuft Herder die aus Frankreich kommende Querelle-Diskussion,<sup>14</sup> indem er an die Stelle einer normativen Qualitätsbewertung (antike gegen moderne Autoren) eine Kopplung von ästhetischer Artikulation und historischer Konkretion setzt, so dass die Autoren jeweils aus der Angemessenheit zu ihrer Zeit gedeutet werden. Anstelle einer Bewertungsmatrix treten so viele individualisierte Kopplungsgeschichten von Historie und künstlerischer Aisthesis, wie es Geschichtsmonaden gibt. Es entsteht eine Topik von Erzählungen, die nicht linear miteinander verbunden sind, sondern jeweils eigene semantische Universen ausbilden. Aber auch dies sind Vorgeschichten, denn die Gesamtnarration der Weltgeschichte<sup>15</sup> besteht nun aus einer Vielzahl von Narrationen von Paralleluniversen, die zwar in der einen Zeitrechnung aufeinander folgen (z.B.: Griechenland – Rom – Mittelalter), aber quasi in sich selbst jeweils eine eigene Falte ausbilden, in der sich die genuine Art und Weise, in der z.B. Rom ›seine Welt‹ konstruierte, darstellt.

Dieser kursorische Überblick macht deutlich, dass Herders Denken offenkundig einer Leitfigur folgt, die bislang als die der Vorgeschichte bezeichnet wurde. Natürlich, der Sachverhalt als solcher ist in der Herderforschung seit langem bekannt. Er wurde unter anderen terminologischen Vorzeichen aufgearbeitet, traditionell als Historismus Herders oder als seine historische Methodik,<sup>16</sup> als begriffliche Analysis, die eine begriffsgeschichtliche Archäologie in Herders Denken ausfindig macht,<sup>17</sup> als Analyse des *fundus animae*,<sup>18</sup> als umfassende Bezugnahme auf das europäische Gedächtnisdenken und als dessen Umbau,<sup>19</sup> um nur einige der Stichworte zu nennen. Herder ist im Kontext der deutschen und wohl auch der europäischen Theoriegeschichte der erste Denker, der ein genu-

14 Vgl. hierzu *Über die neuere deutsche Literatur. Zwote Sammlung von Fragmenten*, FHA I, 261–365, bes. aber die Passagen, in denen alte und neue Dichter verglichen werden, Herder also die Textsorte ›Parallele‹ aufgreift, sie aber inhaltlich unterwandert (S. 312–364).

15 Vgl. Herders Bückeburger Geschichtsphilosophie von 1774: *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, FHA IV, 9–107.

16 Vgl. Andreas Herz, *Dunkler Spiegel – helles Dasein. Natur, Geschichte, Kunst im Werk Johann Gottfried Herders*, Heidelberg 1996.

17 Robert E. Norton, *Herder's Aesthetics and the European Enlightenment*, Ithaca/London 1991, S. 11–50.

18 Hans Adler, *Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie, Ästhetik, Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder*, Hamburg 1990.

19 Ralf Simon, *Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*, Hamburg 1998.

in archäologisches Denken entwickelt hat. Man kann ihn mit Foucault als genealogischen Theoretiker bezeichnen, freilich zugleich als einen, der sich in seinen Überlegungen nie von einem narrativen Substrat löst. Reines Schlussfolgern aus Begriffen unterliegt bei Herder einer scharfen Polemik,<sup>20</sup> sein Exponieren und Argumentieren bleibt stets ein Herleiten, welches am Leitfaden der Erzählung orientiert bleibt. Insofern ist der Terminus der Vorgeschichte mit seiner narratologischen Implikation nicht unpassend.

In seiner Sprachursprungsschrift gibt es zwei wenig beachtete Stellen, an denen Herder eine Erzähltheorie andeutet. Sie sei in knappen Zügen hier rekapituliert, um dem Terminus Vorgeschichte die erforderliche narratologische Basis zuzutragen.

Vorderhand geht es Herder an dieser Stelle seiner Sprachphilosophie um die Verben, aber ein genauer Blick zeigt, dass er die Tempusformen aus der narrativen Artikulation herleitet und insofern einen weitaus umfassenderen Theorieanspruch aufstellt:

2. Wie Verba einer Sprache eher sind, als die von ihnen rund abstrahierten Nomina: so auch *anfangs um so mehr Konjugationen, je weniger man Begriffe untereinander zu ordnen gelernt hat*. Wie viel haben die Morgenländer! und doch sinds eigentlich keine, denn was gibts noch immer für Verpflanzungen und Umwerfungen der Verborum aus Konjugation in Konjugation! Die Sache ist ganz natürlich. Da nichts den Menschen so angeht, und wenigstens so sprachartig ihn trifft, als *was er erzählen soll*. Taten, Handlungen, Begebenheiten: so müssen sich ursprünglich eine solche Menge Taten und Begebenheiten sammeln, daß fast für jeden Zustand ein neues Verbum wird. (FHA I, 762)

[...]

»Die Gegenwart zeigt man; aber das Vergangne muß man *erzählen*.« Und da man dies auf *so viel* Art erzählen konnte und anfangs im Bedürfnis Worte zu finden es so vielfältig tun mußte: so wurden in allen alten Sprachen viel Praeterita, aber nur ein oder kein Praesens. (FHA I, 763)

Herder leitet satzgrammatische Kategorien (Verben) aus der Erzählung ab. Primär ist in dem Argument die Unterscheidung zwischen Zeigen und Erzählen. Das Zeigen exponiert ikonisch, die Erzählung sprachlich. Die

<sup>20</sup> Vgl. den Spott, mit dem Herder Kants Schematismus als gespenstererzeugendes Hantieren mit bloßen Begriffen beschreibt: »Man sagt nicht Axiomate, Theoremate, Dogmate, Philosophemate, sondern Axiome, Theoreme, Dogmen, Philosopheme; also müßte man auch Schemen sagen. Was Schemen im Deutschen heiße, darüber s. Frisch Wörterbuch. Er nennet es eine leere Gestalt, ein Butzenantlitz; und das wären wirklich die Schemate a priori.« (FHA VIII, 414).

Verben setzen das Erzählen hinsichtlich der Aktionsart und der Temporalform um. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man die Textstelle als Ausgangspunkt einer komplexen Erzähltheorie versteht. Ihr systematischer Hauptgedanke lautet, dass die Erzählung das eigentliche Universal der Sprache ist.

Traditionell baut man das sprachliche Universum dem Sprachlernprozess entsprechend über das Wort, die Zweiwortverbindungen und die Phrase hin zum Satz auf.<sup>21</sup> Text und Erzählung folgen erst, wenn die Satzgrammatik gesichert ist. Herder hat aber offenkundig den interessanten und keinesfalls abwegigen Gedanken, es genau umgekehrt zu machen. Tatsächlich wird man den Handlungscharakter der menschlichen Praxis als ein Fundamental für die Sprachentwicklung betrachten können, so dass selbst sprachliche Einzeldeixis immer schon in Handlungskontexte eingebunden ist und von lebenspraktischen Narrationen getragen wird. Was die sprachliche Artikulation steuert oder zumindest stark mitformt, ist als dieser Zusammenhang die Erzählung: Zielform der Sprache selbst dort, wo ihre Performanz noch unterhalb des semiotischen Niveaus der Narration liegt. Dass die Erzählung unbeschadet der größten grammatischen Unterschiede der Sprachen eine universelle Form ist und in jeder Sprache, sei sie alphabetischer oder ideographischer Natur, analytischen oder synthetischen Baus, temporal ausdifferenziert oder eher nur rudimentär entwickelt, vorhanden ist,<sup>22</sup> weist darauf hin, dass wir es hier mit einer Universalie zu tun haben, die oberhalb der satzgrammatischen Funktionsanalyse liegt. Statt also den Weg von der Satzgrammatik zur Erzählung zu gehen, täte man gut daran, von der Erzählung auszugehen und aus ihr die Funktionalitäten des Satzes zu entwickeln. Genau dies deutet Herder in der zunächst so nebensächlich erscheinenden Bemerkung der

<sup>21</sup> Das ist z.B. die selbstverständliche Reihenfolge in der Erzähltheorie von Roland Barthes, der die Erzählung entsprechend als großen Satz definiert und sich damit in die Reihe ähnlicher Formulierungen in der strukturalistischen Narratologie stellt. (Roland Barthes, Einführung in die strukturale Analyse von Erzählungen, in: Ders., Das semiologische Abenteuer, Frankfurt a.M. 1988, S. 106: »Die Erzählung ist ein großer Satz.«) – Ich halte es für aussichtsreicher, den Satz als kleine Erzählung zu bezeichnen, also von der Erzählung als dem eigentlichen sprachlichen Universal zur Satzgrammatik fortzuschreiten. Vgl. dazu: Ralf Simon, Ikonische Prädikation und spekulativer Satz. Überlegungen zum Verhältnis von Prädikation und Bild. In: Emil Angehrn/Joachim Küchenhoff (Hg.), Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven, Weilerswist 2012.

<sup>22</sup> Vgl. dazu Michael Tomasello, Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt a.M. 2009, S. 330f.

Sprachursprungsschrift an: Die Verbformen und -tempora resultieren aus der Erzählung.

Ich möchte zu erwägen geben, dass es diese fundamentale Überlegung ist, die Herder dazu bringt, seine Theoreme im Rahmen narrativer Verfahren zu verankern und sie nicht als Begriffskonstrukte vorzutragen. Insofern kann der Terminus ›Vorgeschichte‹ hinsichtlich seines narratologischen Gehalts als passender Begriff gelten.

Ich möchte, an dieser Stelle weiterdenkend, die These aufstellen, dass die Frage nach der Präponderanz von Erzählung oder Argumentation (s.o.) mit hoher Wahrscheinlichkeit von der Entscheidung abhängt, ob man von einer Theorie des Satzes oder von einer Theorie der Erzählung ausgeht. Herders implizite Option, die Satzform aus der Erzählform herzuleiten, führt die Präferenz der Narration vor der Argumentation mit sich. In der Tat besteht sein Versuch in der *Metakritik*, gegen Kants Kategorientafel zu argumentieren, in der Genetisierung oder Narrativierung der Begriffe (vgl. FHA VIII, 384ff. u.ö.): Ihre Geltung wird aus ihrer Geschichte hergeleitet, Argumentation und Logik also aus Narration und Logos. Umgekehrt werden Theorien, die vom Satz ausgehen und ihn zur Proposition weiterformalisieren, eine Präferenz der Logik vor der Erzählung ausbilden und diese nur als verworrene Vorform des Logischen gelten lassen wollen. Die Frage nach Erzählung versus Satz korrespondiert also augenscheinlich der Frage nach Temporalität versus Kausalität, nach Narration versus Argumentation.

#### IV. Vorgeschichten: Figuren der Herleitung

Im vorangehenden Kapitel wurde eine Erzähltheorie angedeutet, die ihre Pointe aus einer Verkehrung herkömmlicher argumentativer Reihenfolgen zog, indem die Satzgrammatik aus der Erzähllogik abgeleitet und damit zugleich die Erzählung als basale Denkform positioniert wurde – basal auch gegenüber der Argumentation, die nur als nachträgliche Formalisierung der Narration erscheint.

Nicht weniger komplex ist die Frage nach dem Präfix ›Vor‹. Dass Herder aus der Konstellation von Vorgeschichten heraus argumentiert, ist ein evidenten Befund, aber die Rekonstruktion dieser Vorgehensweise ist theoretisch anspruchsvoll. Sie soll im Folgenden angedeutet und durch weitere Skizzen von Vorgeschichten untermauert werden. Erneut werde ich

versuchen, die philosophischen Implikationen eines Denkens des ›Vor‹ herauszuarbeiten.

#### IV.1. Rhetorische Topik und inventio

Die alte Rhetorik<sup>23</sup> kennt zwei Archive. Das eine ist das Archiv der *inventio*, hier finden sich die Argumente und Verfahrensweisen für bestimmte Redetypen. Das andere ist das Archiv der *memoria* mit seinen Gedächtnisorten im Gedächtnisraum. Die *memoria* ist zunächst nur die einer konkreten Rede, aber sie wurde in der Tradition schnell zu einem Ort, an dem umfangreichste kosmologische Archivierungen vorgenommen wurden.<sup>24</sup> Obwohl nicht schlichtweg identisch, dürfen beide Archive vor allem nicht schlichtweg different sein. Tatsächlich wird ja das memoriert, was anfangs aufgrund der Fundorte der *inventio* zustande gekommen ist. *Memoria* und *inventio* folgen also einer sehr weitgehenden Konkordanz, die Differenzen zwischen Altem und Neuem sind eher klein. Würden beide Archive nicht konkordant sein, dann würde die Rhetorik in ein Zweiweltenmodell auseinanderfallen und damit die ihr eigene Überzeugungskraft einbüßen: denn eine nicht an das konsensuell akzeptierte Archiv gebundene Rede kann keine Überzeugungswahrscheinlichkeit für sich beanspruchen. Das schlechthin Innovative ist so überzeugungsungewiss wie ein Gedächtnisarchiv, welches eine Ordnung auf gleichsam eigene Faust etabliert: Privatordnungen überzeugen so wenig wie Privatsprachen.

Im 18. Jahrhundert zerbricht diese Konkordanz zwischen *inventio* und *memoria*. Herder ist dafür ein instruktives Beispiel. Seine *inventio* – vermögensstheoretisch: seine produktive Einbildungskraft – schießt über den Kanon verbindlicher epistemischer Ordnungen weit hinaus. Hans Adler<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Es ist hier nicht der Ort, eine extensive Auseinandersetzung mit der Rhetorik zu führen. Der Terminus ›alte Rhetorik‹ ist dem Titel der konzisen, zusammenfassenden Studie von Roland Barthes entnommen (Roland Barthes, Die alte Rhetorik, in: Ders., Das semiologische Abenteuer, Frankfurt a.M. 1988, S. 15–101). Weiterführende Überlegungen zu Rhetorik und *memoria* finden sich in Ralf Simon, Das Gedächtnis der Interpretation, S. 9–26.

<sup>24</sup> Francis A. Yates, Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare, Weinheim 21991 (Erstveröffentlichung: 1966).

<sup>25</sup> Hans Adler, Wunschzettel der Aufklärung. Wissenschafts-Desiderata in Herders Ideen, in: Regine Otto/ John H. Zammito (Hg.), Vom Selbstdenken. Aufklärung und Aufklärungskritik in Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Heidelberg 2000, S. 99–104.

hat in einer instruktiven Zusammenstellung verdeutlicht, in welchem Maße Herder das disziplinäre System seiner Zeit zu sprengen versucht. Herder postuliert eine beeindruckende Reihe von neu zu erfindenden Wissenschaften: Geogonie, geographische Aerologie, Semiotik der Seele, physiologisch-pathologische Klimatologie – um nur einige aus der von Adler zusammengestellten Liste zu nennen.<sup>26</sup>

Es ist klar, dass eine Liste wie diese weder in der Topik der *inventio* noch in der der *memoria* vorgefunden werden kann. Gleichwohl lässt sich eine erstaunliche und aufschlussreiche Inversion der Rhetorik beschreiben. Herder denkt in seinem Grundimpuls eigentlich nicht nach vorne, sondern historisch nach hinten, aber versteht sich als Theoretiker der Genese der Dinge. So wäre der Ansatz bei der *inventio* für ihn der falsche, richtiger aber ist, die *memoria* einer Relektüre zu unterziehen, um in der Analyse ihrer Gehalte Aufschluss über ihre Genese zu bekommen: Die *memoria* ist für Herder innovativer als die *inventio*, weil in ihr der Schlüssel für das Gewordensein der Dinge liegt. Herder reichert also die *memoria* gedächtnistheoretisch an: Er vertieft sie mittels der *platonischen Anamnesis*, die er auf eigentümliche Weise sensualistisch denkt, indem er die Ideen vom metaphysischen Himmel in die sensuelle Vorgeschichte der Onotogenese verlegt.<sup>27</sup> Mit den Mitteln der *Vermögenslehre* und der *Assoziationspsychologie* (Locke, Harvey) verstärkt er den Zusammenhang von Gedächtnis als reproductiver Einbildungskraft mit der Phantasie als produktiver Einbildungskraft, so dass das Gedächtnis gleichsam aktiviert wird, nicht nur passiver Hintergrund bleibt, sondern den Gegencheck für die jeweiligen aktuellen Synthesenbildungen der Wahrnehmung bildet.<sup>28</sup> Nur was mit der bisherigen Welterfahrung konform ist, sich also in die Assoziationsmuster des Gedächtnisses einfügt, wird von der Perzeption akzeptiert. Im Rahmen seiner Theologie entwickelt Herder eine Variante der *memoria* (Schöpfungshieroglyphe), die zu einer Art strukturalistischer Suchformel gerinnt und es ermöglicht, zuerst eine Archäologie des Schöpfungsberichts, dann aber überhaupt eine zurückgehende Rekonstruktion von Ordnungsmodellen zu entwerfen.<sup>29</sup> Schließlich die historische Erinnerungsarbeit: Hier entwirft Herder die hinter jedem Epochenkonzept stehende Tiefendimension, indem er eine historische Monadologie

<sup>26</sup> Hans Adler, Wunschzettel, S. 101.

<sup>27</sup> Ralf Simon, Gedächtnis der Interpretation, S. 26–39.

<sup>28</sup> Ebd., S. 40–48.

<sup>29</sup> Ebd., S. 72–110.

entwickelt, in der jede geschichtliche Gestalt ihre eigene, genuine Tiefe bekommt. Rom hat seine Vorgeschichte nicht primär in Griechenland, sondern in sich selbst, in seiner monadologischen Falte, in der Art und Weise, wie sich sein Prinzip aufbaut und die Gegebenheiten durchformt. Wenn man diese Umarbeitungen des Gedächtnisbegriffs zusammenfasst, dann lässt sich formulieren, dass mit Herder eine solche Dynamisierung des Gedächtnisbegriffs stattfindet, dass die *inventio* zur Gänze in eine nicht rhetorische Erinnerungsarbeit eingeht: Das Neue ist das neu gedeutete Alte, genetisch betrachtet. Das Grundtheorem lautet also: Herder deutet die *memoria* neu, invertiert die *inventio* in die *memoria* und gewinnt so einen nicht mehr topischen, sondern archäologischen Gedächtnisbegriff, der sich an die Konzepte des genetischen und genealogischen Argumentierens<sup>30</sup> anschließen lässt und zum Tatbestand der Vorgeschichten führt.

#### IV.2. Genealogisches Denken

Es sei erneut daran erinnert, dass Herder hinsichtlich seiner Ausbildung und seiner Berufspraxis Theologe war. Genealogisches Denken war ihm als Leser und Interpret der Bibel täglich Brot: Die Genealogien des Alten Testaments artikulieren in ihrer anscheinend dysfunktionalen Länge offenkundig eine eigene Denkform, die dem aufmerksamen, auf die Logiken der Mündlichkeit achtenden Leser nicht entgehen konnte:

Wenn die Morgenländer von ihren Vorfahren nichts erhielten, so suchten sie Geschlechterregister zu bewahren. Diese, und Anekdoten, die mit zur Geschlechtsfolge gehörten, und Wunder und Zeichen, die etwa zwischen eingefallen – das

<sup>30</sup> Die Unterscheidung von genetischem und genealogischem Argumentieren wird bei Herder explizit nicht durchgeführt. Gleichwohl lässt sie sich mit Grund treffen. Genetisch ist ein Argumentieren, das einen Zustand durch die Geschichte seines Gewordenseins begründet. Man kann hier an die neukantianische Differenz von Geltung und Genese denken: Während die Geltung von der Genese unabhängig ist und den Wahrheitswert bedenkt, kann die Genese nur die Empirie einer Herleitung erzählen. ›Genetisch‹ ist also der Terminus für die narrative Form, die etwas aus einer Kette von auseinander hervorgehenden Zuständen erklärt. Eben weil dieses Argumentieren in der Form der Narration geltungsindifferent ist, kommt die genealogische Denkform hinzu. Denn hier wird aus den Genealogien zugleich mit der Abstammung die Legitimität behauptet und also die genetische Herleitung mit einem Geltungsargument versehen. Genealogisches Argumentieren – so die These des folgenden Kapitels – verbindet Geltung und Genese. – Dies wird freilich bei Herder nicht durchgängig und an keiner Stelle bewusst durchgeführt.

sind die Reste, die ihnen von den verlorenen Geschichten ihrer Vorfahren übrig blieb. Man gehe von Arabern bis zu Indianern um dies zu sehen, und denn blättere man die ersten Kapitel Moses auf, ehe die Geschichte Abrahams angeht. Genealogien, historische Nachrichten, die darin eingeschaltet werden, oder doch nahe dahingehören, das ist das Licht, in dem das vierte, fünfte, das Ende des neunten (v. 18–29.) das zehnte und der größte Teil des eilften Kapitels (v. 10–32.) erscheinen muß. Man wolle in allen nichts, als Geschlechtsregister und Familiennachrichten lesen: so lieset man im rechten Tone. (FHA V, 117f.)

Herder begreift das genealogische Schema als Denkform, als das, was von einer von der Mündlichkeit in die Schrift übersetzten Kultur übrig bleibt, wenn die Hauptgeschichten verloren sind und nur noch Anekdoten, Wunder, Zeichen und Familiennachrichten existieren. Diese werden in die Denkform ›Geschlechtsregister‹ eingetragen, so dass ein Bibeltext resultiert, der diese Denkweise formaliter durchführt und inhaltlich sehr disparate und durch Zufälle überlieferte Einheiten darin integriert. Die Frage, ob Herder den Bibeltext hier richtig beschreibt, kann für das gegenwärtige Argumentationsinteresse vernachlässigt werden. Zentral ist nämlich, dass die Genealogie als solche von ihrem Textanlass losgelöst zu einer universellen gedanklichen Artikulationsform wurde:

Jedes Volk kam also auf den Gedanken, eine *Kosmogonie*, eine *Anthropogenese*, eine *Philosophie* über das Übel und das Gute der Welt, besonders seiner Gegenden, eine *Genealogie* und *Geschichte* seiner Stammeltern, Sitten, und Gewohnheiten zu wissen: zu haben, was man »Origines, ursprüngliche Urkunden« nennet. So folgte auf die erste rohe Religion, die fast in allen Sprachen von Furcht den Namen hat, eine Art von historisch-physischer Philosophie. (FHA V, 12)

Herders Argument lautet also, dass die Denkform der Ableitung einer Legitimität aus der anderen mit dem Schema der Genealogie (i.S. von Geschlechtsregister) dem Bibeltext bereits gegeben ist. Diese Form der Übersetzung mündlicher Genealogien in schriftliche Überlieferung verallgemeinert Herder auf doppelte Weise, indem er sie zuerst »jedem Volk« zudenkt und sodann die Denkform des Nacheinander und des Auseinanderhervorgehens auf die ›Denkform des Volks‹ anwendet, so dass auf diese Weise notwendig Erzählungen entstehen mussten, die einen Zustand aus vorangehenden Zuständen und am Ende aus »ursprünglichen Urkunden‹ oder Schöpfungsmythen herleiten.<sup>31</sup>

<sup>31</sup> Vgl. dazu auch: »Zu Fortleitung der Genealogien gehörte Schrift, und ich habe wahrscheinlich gemacht, daß die Buchstabenschrift eben an diesen sehr frühe entstanden. Man sollte sich Namen merken, auf die man alles baute; man suchte also, da das Bild

Diesen Überlegungen folgend spricht Herder bei Pindar von der »genealogischen Kette« (FHA I, 448; vgl. II, 46) seiner mythologischen Konstruktionen oder er wendet das Schema der Genealogie auf die nordischen Völker an (FHA II, 48). In den Humanitätsbriefen schreibt er, diese Denkform verallgemeinernd: »Chronologisch und genealogisch hängt freilich das Menschengeschlecht zusammen, oder *rücket fort*« (FHA VII, 122). In *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* wird an einer der wenigen Stellen, an denen in Herders Werk das Wort ›Vorgeschichte‹ fällt,<sup>32</sup> die Arbeit des Philosophen auf die Geschichte bezogen, deren Genealogie die Vorgeschichte aller gegenwärtigen Begriffsarbeit sein soll: »Philosoph, willst du den Stand deines Jahrhunderts ehren und nutzen: das *Buch* der *Vorgeschichte* liegt vor dir! mit sieben Siegeln *verschlossen*; ein *Wunderbuch voll Weissagung*: auf dich ist das *Ende der Tage* kommen! lies!« (FHA IV, 85). Die Geschichte ist also das Buch, das der gegenwärtige Philosoph lesen soll, weil er daraus die Vorgeschichte seiner Begriffe entnehmen kann. In der *Metakritik* folgt die konsequente Anwendung dieses Gedankens auf die Erkenntnistheorie, wenn Herder eine gegen Kants Kategorientafel gerichtete »Genealogie menschlicher Verstandesbegriffe« (FHA VIII, 365) entwirft.

An diesem Punkt wird deutlich, dass der Terminus des *Genealogischen* zu dem hinüberwandert, was Herder *genetisches Erklären* nennt. Von hoher Signifikanz ist hierbei eine Bemerkung aus der Sprachursprungsschrift, die den Zusammenhang von mythologischer Genealogie und genetischem Philosophieren deutlich ausspricht:

Eine völlig philosophische Sprache müßte die Rede der Götter sein, die es zusehen, wie sich die Dinge der Welt bildeten, die die Wesen in ihrem Zustande des *Werdens* und *Entstehens* erblickten, und also jeden Namen der Sache *genetisch* und *materiell* erschufen. (FHA I, 655)

einer Hauptmerkwürdigkeit aus dem Leben des Mannes nicht hinreichte, Bild und Schall zu paaren. So entstanden die Charaktere des ältesten Alphabets der Erde, und zugleich die Namen derselben. Beth heißt ein Haus: es wird wie ein Haus gemalt, und zugleich ungefähr die Artikulation des Mundes mitgemalt: so weiter.« (FHA V, 991).

<sup>32</sup> Eine weitere Stelle zum Begriff der Vorgeschichte findet sich in Herders *Kalligone*: »Die ganze Vorgeschichte der Menschheit ist für uns; alle kultivierte Nationen sind mit uns; die Natur selbst strebt dahin, allenthalben ihre Gesetze ernster zu enthüllen, fruchtbarer zu offenbaren. Umsonst leben wir nicht jetzt und heut.« (FHA VIII, 651).

Verfolgt man die weiteren Bemerkungen zum genetischen Ursprung und zur genetischen Erklärung,<sup>33</sup> dann wird deutlich, dass Herder hier erneut an die Tradition einer analytischen Philosophie seit Descartes anschließt<sup>34</sup> und die Begriffs- und Grenzbestimmung der Worte aus ihrer analytischen Zerlegung in ihre fundierenden Bestandteile herzuleiten versucht. Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, dass Herder dabei nicht auf eine begrifflich-logische Merkmalsanalyse abzielt, nicht also auf eine leibnizsche *ars combinatoria*, sondern vielmehr im Gegenteil auf eine Rückführung der Begriffsbestandteile auf ihre sinnlichen Fundamente. Herder geht nicht davon aus, in der Tiefe der Begriffsanalyse einen kohärenten und kontinuierlichen logischen Raum zu finden. Vielmehr führt seine Begriffsanalyse auf die Fundierung der Begriffe in der lebensweltlichen Praxis zurück, also de facto zu einer kulturenabhängigen *Pluralität der Praktiken* und folglich nicht zu der *einen* Logik, sondern zu vielen.

In einem längeren Gedankenzug, der mit der Formulierung beginnt: »Man kann zu einem Begriffe kommen, *wörtlich*, wenn der Name *genetisch* und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist« (FHA I, 422), entwickelt Herder das Modell einer genetischen Begriffsanalyse:

Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die *sinnlich klar* an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die *Weltweisheit*, um die *Beschaffenheit* der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte *deutlich*, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch sein soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand leugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur *Definition* kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Teilbegriff, und da wir vorher bloß unterschieden, so fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: so *erkennen* wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der *Merkmale* bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.

33 Vgl. u.a.: »Daher die starken kühnen Metaphern in den Wurzeln der Worte! daher die Übertragungen aus Gefühl in Gefühl, so daß die Bedeutungen eines Stammworts, und noch mehr seiner Abstammungen gegen einander gesetzt, das buntschäckigste Gemälde werden. Die genetische Ursache liegt in der Armut der menschlichen Seele, und im Zusammenfluß der Empfindungen eines rohen Menschen.« (FHA I, 752).

34 Hans-Jürgen Engfer, *Philosophie als Analysis. Studien zur Entwicklung philosophischer Analysiskonzeptionen unter dem Einfluß mathematischer Methodenmodelle im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, Stuttgart/Bad Cannstatt 1982 und Robert E. Norton, *Herder's Aesthetics*, S. 11–50.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die *analytische*: diese muß notwendig die *Begriffe des gesunden Verstandes* zum Grunde legen, und von hier sich zu Höhen der abstrahierenden Vernunft erheben. (FHA I, 423f.)

### IV.3. Die Ausrede: Vorgeschichte als Vermeidungsform

*Wer ist's gewesen?* In der Regel wird diese Frage in unfreundlicher Umgebung vorgebracht, und man pflegt in einer Weise zu antworten, die uns in Fleisch und Blut übergegangen ist: *Ich nicht*. Und zweitens, fast ebenso automatisiert: *Jemand anderes war es*. Etwas ausformulierter lautet das Narrationsschema: Bevor ich etwas tat, tat ein anderer etwas, worauf mein Tun nur die Reaktion war. Wir sprechen also im Schema der Ausrede<sup>35</sup> und benutzen dabei die Konstruktion von Vorgeschichten, vergleichbar der ›Vorgeschichte‹, die ein Angeklagter vor Gericht glaubhaft machen wird, um mildernde Umstände zugesprochen zu bekommen.<sup>36</sup> Einer der Ersten – manche sagen: der Erste – in diesem Schema einer Poetik der Ausrede war Adam. *Eva war's*, lautet seine Antwort auf die Frage, wem die Schuld der Paradiesvertreibung zugesprochen werden könne. *Die Schlange war's*, lautet der Beschuldigten Antwort. Die Antwort der Schlange und die von ihr offerierte Vorgeschichte ist nicht überliefert. Man wird vermuten können, dass mit einer solchen Erzählung Gott in Schwierigkeiten käme (in der Gnosis existiert diese Erzählung mitsamt den Schwierigkeiten Gottes).

35 Die Grundidee, Narratologie mit der Poetik der Ausrede zu verbinden, hat Fritz Breithaupt 2010 bei einer Tagung vorgetragen. Ich übernehme den Gedanken dankbar, allerdings nicht als Ausgangspunkt für eine allgemeine Narratologie, sondern als einen Baustein für eine Poetik der Vorgeschichte. Fritz Breithaupt wird 2011 oder 2012 eine Studie zur Kultur der Ausrede (angekündigt im Suhrkamp-Verlag) vorlegen.

36 Recherchen und Erkundigungen bei Kolleginnen und Kollegen der Juristischen Fakultät haben ergeben, dass der Terminus der Vorgeschichte in den Rechtssystemen erstaunlicherweise weitgehend unthematisiert bleibt. Zwar verständigt man sich im Rechtsprozess über die Vorgeschichte der Beteiligten, insbesondere des Angeklagten, aber es existiert kein Verfahren, Vorgeschichten zu bewerten. Gleichwohl können sich Vorgeschichten in erheblichem Ausmaße strafmildernd auswirken. ~ Beides, die fehlende theoretische Thematisierung und die gleichwohl gängige und hinsichtlich der Strafzumessung folgenintensive Praxis, weist darauf hin, dass das Narrativ der Vorgeschichte offenkundig eine so starke kulturelle Macht besitzt, dass es als weitgehend blinde Praxis funktionieren kann.

Die Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies kann man als die Vorgeschichte aller Geschichten verstehen. Insbesondere Herders Deutung der Sündenfallszene trägt zur Poetik der Vorgeschichte einiges bei:

Adam sagt: »das Weib, das du mir zugesellet hast, *gab mir* und ich aß.« Eva: »die Schlange *betrog mich*, daß ich aß« genau also wars ergangen. Zum Betrüge der Schlange, zur ersten Verführung durch solche Spekulationen und Reize war nicht Adam, sondern das Weib: sie, das Geschöpf mit feinerer, schlankerer Aufmerksamkeit, mit lüstem Sinnen: die das Gebot selbst nicht gehört hatte, und also eher darüber spekulieren, zweifeln, schwätzen, Geschwätz anhören konnte. Sie konnt' eher »kluge Schlange und *Baum des Erkenntnisses*« kombinieren, um dem Namen andre Bedeutung zu finden; eher den Sprung tun von Schlangenklugheit zu Gottesweisheit und in der Phantasie sich weiden. Die Szene ist Wort für Wort weiblich. (FHA V, 576)

Das ist ein erstaunliches, vieles aufschließendes Argument: Eva ist intellektuell beweglicher als Adam, sie kann kombinieren, Worte neu deuten, »Nebenbedeutungen« (FHA V, 572) gegenüber Hauptbedeutungen stärker machen, Akzente verschieben, Tatsachen flüssig machen (FHA V, 570). Was sie damit erreicht, ist zunächst beschreibbar als Distanzierungsleistung vom unmittelbaren Verbot durch Etablierung eines Raumes der Auslegungen. Herder deutet dies an einer vielzitierten Briefstelle offensiv als Gewinn, als Zuwachs an Freiheit. Mit dem Essen vom Baum der Erkenntnis nimmt der Mensch das »Risiko« auf sich,

außer seinen Schranken, sich zu erweitern, Erkenntnisse zu sammeln, fremde Früchte zu genießen, andern Geschöpfen nachzuahmen, die Vernunft zu erhöhen, und selbst ein Sammelplatz *aller* Instinkte, *aller* Fähigkeiten, *aller* Genußarten seyn zu wollen, zu seyn wie Gott (nicht mehr ein Tier) u. zu wissen.<sup>37</sup>

Es handelt sich also bei Evas Klugheit um das Risiko der Freiheit, um den gewonnenen Besonnenheitsraum gegenüber dem göttlichen Gebot. Die für die Frage nach der Vorgeschichte entscheidende Wendung folgt unmittelbar aus dieser Ausfaltung eines eindeutigen Verbots in den Möglichkeitsraum seiner Deutungen. Herder behauptet nämlich, dass die Sündenfallszene eine genetische Theorie unserer Seelenkräfte sei. Der argumentative Impuls dafür besteht in der Projektion des etablierten Möglichkeitsfächers auf eine zeitliche Achse. Was Eva gegeneinander in

<sup>37</sup> Johann Gottfried Herder, Briefe. Gesamtausgabe 1763–1803, hg. von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold, Weimar 1977ff., Bd. I, S. 98.

Bewegung setzt, wird von Herder ins Nacheinander einer Entwicklungslogik eingetragen:

Eine *Theorie unsrer Seelenkräfte in ihrer Entwicklung – am Baum des Erkenntnisses versucht*, bliebe kein Roman mehr. »Wie da sich der Keim freilich aufschloß! wie, als man vom Gebot wich, durch ein ›*Ja sollte?*‹ die Saite ~~schwirrte~~: *Gedächtnis* brachte sie zurück: eine *Kombination zweier Begriffe*, eines *Namens* und einer *Erfahrung* spannet sie auf! *Phantasie* ist im Götterlande; *dichtet*. Was kann sie *dichten?* Alles und Nichts. *Sinnliche Aufmerksamkeit* gab dem *Nichts Wesen*: die *Lust* entzündet *Tat*. *Irrtum* aus vielen willigen *Irrtümern*, *Sünde*. Im Schoß *Eines Sinnes*, *Einer Begierde* gebar sich das ganze Gespinnst unsrer seinsollenden *Seelenkräfte* und *Wesen*. « (FHA V, 576f.)

Um Verbote umzudeuten, braucht man das Gedächtnis begrifflicher Alternativen; um diese neu zu kombinieren, braucht man produktive Einbildungskraft; um die Situation vorteilhaft zu deuten, braucht man sinnliche Aufmerksamkeit: Mit dieser kleinen, den Sündenfall in seinen Voraussetzungen ausdeutenden Geschichte – einer Vorgeschichte also – etabliert Herder das Schema seiner Vermögenstheorie mit dem Ausgang beim Gedächtnis, der Neubestimmung durch Phantasie und der Neudeutung der Situation (im historischen Diskurs: Urteilskraft). Die Ausrede Adams und Evas – also *die* Ausrede überhaupt – führt Herder zur Etablierung der Vorgeschichte des Menschen, zur Genese seiner anthropologischen Konstitution, zu jenem Schritt, der über den Tierzustand des Menschen<sup>38</sup> hinausgeht und seinem ihm angemessenen Zustand des Freiheitsrisikos entspricht.

## V. Vorgeschichten des sozialen Lebens: Familien- und Stammsprache, Individuum, Nationalsprache, Humanität

Herder entwickelt im letzten Teil der Sprachursprungsschrift eine bislang wenig beachtete argumentative Sequenz, in der er die Sprachgenese mit der Sozialgenese verbindet. Dass die Sprache das Ergebnis einer Konventionsfindung ist, die eine Gemeinschaft vereinbart, ist trotz des offenkun-

<sup>38</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang den bedeutsamen ersten Satz der Sprachursprungsschrift: »*Schon als Tier, hat der Mensch Sprache*« (FHA I, 697). Den Zustand der Sprache als Freiheit in der sozialen Wechselwirkung erreicht Herder erst mit dem siebten Schritt der Sprachursprungsschrift, der dann folglich, wenn man die theologische Argumentation der *Ältesten Urkunde* hier einfügen will, der Ort in der Sprachentstehung ist, der dem Sündenfall entspricht.

digen Zirkelschlusses, zur Vereinbarung einer Sprache vorgängig eine Form von Sprache schon besitzen zu müssen, eine der gängigen Positionen der Sprachursprungstheorien. Vor allem das naturrechtliche Denken der Neuzeit hat mit den Nullpunktszenarien eines sprach- und gesellschaftslosen Naturzustandes die Genese gesellschaftlicher Legitimität mit der Sprachursprungsdebatte verbunden, so noch Condillac in seinem für Herder wichtigen *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746), dessen letzter Teil eine Sprachursprungsphilosophie enthält, deren Kernszene von zwei nomadisch vereinzelt Individuen ausgeht, die sich in der Einsamkeit treffen, ihr Zusammenbleiben beschließen und zu diesem Zweck die Sprache erfinden. Sprachursprung, Gemeinschaftskonstitution und kulturelle Legitimation geraten in den Naturrechtsdebatten der Aufklärung in eine enge argumentative Konstellation.<sup>39</sup> Herder nimmt diese Variante der Sprachursprungstheorien als die letzte seiner Positionen auf und erzählt eine kleine Geschichte der Sozialfunktion der Sprache. Sie sei zunächst paraphrasierend rekapituliert:

Die Kette der Zustände der menschlichen Besonnenheit (FHA I, 774) muss beim Menschen, dessen innere Organisation auf die Sprache hin angelegt ist, immer schon »sprachmäßig« (ebd.) und »wortfähig« (ebd.) sein. Der Mensch, schon bevor er realiter spricht, wird durch Töne sympathisch berührt, nimmt diese Ansprache der empfindenden Natur auf, deutet sie als freundliche Umgebung seiner Semiosen, bildet innere Konzepte (Bilder, Merkmale) und versucht, dazu passend artikulierende Töne zu finden, um seinerseits nicht nur die Töne der Natur zu empfangen, sondern vielmehr, um seine eigenen Empfindungen zu äußern. Deswegen ist der Mensch immer schon in Verbände eingegliedert: in den Verbund einer ihn umgebenden, pulsierenden Welt, näherhin aber in den Verbund einer Herde, einer Gesellschaft (Zweites Naturgesetz: FHA I, 783). Dieser Verbund ist zunächst das »Band des *Unterrichts* und der *Erziehung*« (FHA I, 785) durch den »zuvorkommenden Elterntrieb« (ebd.). Man sieht, dass

<sup>39</sup> Es ist das Verdienst von Wolfgang Pross, auf diesen Zusammenhang intensiv hingewiesen zu haben. Es sei freilich kritisch angemerkt, dass Pross seine Thesenlage, die für den abschließenden Teil der Sprachursprungsschrift geeignet gewesen wäre, kurioserweise auf den Beginn von Herders Text anwendet. Vgl. Wolfgang Pross, Nachwort, in: Johann Gottfried Herder. Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Text. Materialien, Kommentar, hg. von Wolfgang Pross, München o.J. [i.e.: 1978], S. 135–178. – Meine folgende Rekonstruktion des zweiten Teils der Sprachursprungsschrift wird zeigen, dass sich Herder massiv gegen die Grundannahmen der Naturrechtslehren wendet: insofern ist der Bezug da, aber er ist polemischer Natur.

hier die frühere Position der Völkersprache der Gattungen (s.o.) wiederholt wird, nunmehr aber abgestimmt auf die *conditio humana*, auf die Spezifika des Anthropologischen. Es entsteht für jedes menschliche Wesen eine »Familiendekart« und eine »Familiensprache« (FHA I, 786). Zu beachten ist, dass hier eine naturwüchsige Theorie der Kernfamilie vorgetragen wird. Das Individuum tritt zunächst nicht in Erscheinung, es wird vielmehr von der Elternliebe semiotisch erzeugt, indem es das Produkt der Semantik ist, die sich um den Oikos herum bildet und dessen engen Raum ausbuchstabiert. Die Familiensprache ist primär eine Sprache der Liebe und der Übereinstimmung; jeder weiß von jedem, was mit den Worten und Gesten gemeint ist. Die Semiotik der Familie wächst naturwüchsig als Kette der Wortbildungen in den Menschen hinein. Anzumerken ist, dass Herder im Eröffnungsschritt dieser Argumentation sofort die Nullpunktszenarien des überlieferten Naturrechtsdenkens überwindet. Anfänglich sind eben keine nomadisierenden Individuen gegeben, die sich voraussetzungslos zur Gemeinschaft entscheiden, sondern es sind Familien gegeben, nämlich die fürsorgende Liebe der Eltern, ohne die nie ein Subjekt hätte werden können, weder physisch noch kulturell. Interessant ist der nächste Schritt. Er bietet zusammen mit der Subjektwerdung zugleich eine kleine Theorie des Krieges. Theologisch haben wir hier den Sündenfall vor uns, im oben ausgeführten Sinne als Gewinn der Freiheit zur Auslegung und Interpretation. Zugleich aber folgt der Krieg, wie gleich auszuführen ist, aus der Elternliebe, was zugleich auch darauf hinweist, dass sich am Ende die Liebe und nicht der Krieg durchsetzen wird – auch dies markiert eine Gegenposition zu den pessimistischen Anthropologien der Naturrechtslehren, die in der Regel vom Kriegszustand ausgehen.

Herders Argument ist von berückender Einfachheit: Der Mensch hat in der Familie nur die Familiensprache gelernt. Er bezeichnet die Dinge mit den Namen, denen alle innerhalb der Familiendekart vertrauen. Die Benennung der Dinge durch diese konsensuell gewachsenen und schon fast naturwüchsigen Namen drückt ein »Siegel meines Eigentums« als »Signatur der Seele auf eine Sache, durch Kennenlernen, durch Merkmal, durch Sprache« (FHA I, 788). Für den engen Familienkreis und also vor allem für das Kind ist die Sprache ein unmittelbares Band zu den Dingen, ein Eigentumsverhältnis. Es zerbricht in dem Moment, in dem die Erfahrung gemacht wird, dass ein anderer Mensch zu demselben Ding ein ebenfalls durch Sprache gegründetes, naturwüchsiges Eigentumsverhältnis aufgebaut hat, aber eben ein anderes. Herders »Drittes Naturgesetz« (FHA I,

791ff.) entdeckt, dass das, was in der einen Familiendenkart ›Hund‹ genannt wurde, in der anderen als ›Katze‹ bezeichnet wurde, aber so, dass an demselben Gegenstand jeder sein genuines Eigentumssiegel, also seine Art, die Welt sprachlich zu deuten, angebracht hat. Die Sprache tritt mit der Konfrontation zweier Familien (Ideolekte) in »ein unendliches Feld von Verschiedenheiten« (FHA I, 792) ein. Diese Verschiedenheiten sind aber nicht nur einfache semantische Differenzen, sondern tiefgreifende Infragestellungen von Weltansichten und Anerkennungsverhältnissen. De facto erfährt sich hier erst das Individuum als ein solches, indem es aus dem Kokon einer geschützten Sprach-Welt-Einheit in die Differenzen tritt und also als es selbst in die Differenz zu anderen Individuen. Diese »völlige Verschiedenheit der Sprache« (FHA I, 797) ist die »Ursache des Krieges« (ebd.).

Herder deutet den Krieg also nicht als Konflikt um Dinge oder Territorien, sondern als Folge einer Infragestellung der jeweils naturwüchsigen Aneignung der Welt durch Sprache. Krieg ist ein semantisches Phänomen und nur sekundär ein Streit um materiellen Besitz; primär geht der Streit um Interpretationen: Wer gewinnt die Deutungshoheit über die Welt, wer setzt seine Benennungsmatrix durch, wer kann dem anderen die eigene Sprache aufzwingen? »Familien- und Nationalhaß« (FHA I, 796) ist eine Folge der semantischen Differenzen, eine Folge also des Sündenfalls, der nach Herder die Auffaltung des göttlichen Verbots in seine möglichen Deutungen ist. Differenz der Deutungen ist Differenz der Anerkennungsverhältnisse und zugleich Vereinzelung und Individualisierung. Entsprechend resultiert aus dem Sündenfall die »Trennung der Sprachen«, Babel also (FHA I, 798).

Diese Deutung des Krieges ist erwägenswert. Zunächst mag es scheinen, als sei der Krieg zu leicht genommen, wenn er nur als semantischer Konflikt gedeutet wird. Aber tatsächlich denkt Herder den Krieg als diejenige Notwendigkeit, die aus der Individualisierung resultiert. Psychoanalytisch wäre dies die Situation, in der das Infans die Muttersymbiose durch das Dazwischentreten der symbolischen Ordnung verlassen muss und darauf mit Aggression und Tötungswunsch gegenüber der väterlichen Position reagiert. Krieg ist die Reaktion auf den Schritt der Sprache aus der monadischen Semantik der Herkunft in die Differenz der Kommunikation. Diese Differenz kränkt das gerade erst durch sie konstituierte Subjekt, weil es seine Allmacht der Weltaneignung und damit auch sein Selbstbild durch die Tatsache in Frage gestellt sieht, dass plötzlich andere Individu-

en mit derselben Energie auf ihren als genuin behaupteten Eigentumsverhältnissen an derselben Sache bestehen.

Das Beeindruckende dieser Theorie des Krieges ist ihre Herkunft aus der Elternliebe. Diese band anfänglich das Kind im Urvertrauen an die Welt: eine Bindung, die nun durch Differenz demontiert wird. Nur weil die Liebe so stark wirkte, ist der Krieg so stark. Man findet selten Kriegstheorien, die aus einem Liebeskonzept resultieren. Blickt man auf die im polemischen Hintergrund liegenden Naturrechtstheorien, dann erscheinen die Kriegsbegründungen bei Hobbes oder Rousseau gegenüber Herder als weniger stark begründet. Krieg wird dort nur anfänglich und theoretisch kaum legitimiert thematisiert, während Herder seine *Vorgeschichte* erzählen kann. Und er kann auch die *Nachgeschichte* andeuten.

Das »Vierte Naturgesetz« (FHA I, 799ff.) benennt wiederum die Sprache als Motor der Überwindung von Differenzen: Die »Kette der Bildung« als »Fortbildung der Sprache« (FHA I, 799f.) treibt zur Überwindung der Differenzen zuerst zur Nation, welche die Familien und Stämme in einer größeren Einheit zusammenfasst und schließlich in die »Überlieferung von Volk zu Volk« (FHA I, 806). Was nämlich die Differenzerfahrung so schmerzhaft machte, ist zugleich der Hebel ihrer Außerkraftsetzung (nicht Aufhebung der Differenz, sondern Beraubung ihrer Kraft): Der Grund des Schmerzes war die enttäuschte Liebe bei jedem der Kriegsteilnehmer. Jeder hatte also denselben Grund für den Krieg. Wenn dies eingesehen wird, wenn also bewusst wird, dass jeder im Grunde dasselbe will, dann fällt der Kriegsgrund weg und die Übersetzung beginnt. Das Band der Liebe und des Vertrauens ist erneut die Kette der Überlieferung, nun aber nicht mehr auf Familienebene als Familiendenkart, sondern auf Nationenebene als Anerkennung eines Volks durch das andere, sofern beide dem »menschlichen Geschlechte« (FHA I, 805) angehören und durch Fortbildung der Sprache diese Einheit als neues Band zu leisten haben. Erst auf dieser Ebene wird eingesammelt, was in der Kultur der Differenz verstreut wurde. Weil aber kein Mensch, keine Familie und keine Nation alle Fähigkeiten in sich versammeln kann, muss das ganze menschliche Geschlecht (FHA I, 805) als Kollektivsubjekt aufgeboten werden, um eine *restitutio in integrum* zu leisten (ich sollte betonen, dass der Theologe Herder diesen Terminus hier nicht benutzt). Herder nennt dies in der Sprachursprungsschrift noch nicht *Humanität*, aber es handelt sich um das erste ausgeführte Konzept dieses späteren Hauptbegriffes im Werk Herders.

Blickt man auf diesen Gedankengang zurück, dann wird deutlich, dass Herder in der Tat eine Geschichte erzählt: eine nur narrativ explizierbare Urgeschichte der Individualisierung, der Sozialisierung, der gesellschaftlichen Grammatik kriegerischer und kriegsüberwindender Anerkennungsverhältnisse. Und er erzählt eine gegenüber den Naturrechtslehren differente Sprachursprungsphilosophie, in der Sprache nicht aus gemeinschaftlicher Vereinbarung, sondern vielmehr aus der Konkretheit der Kernfamilie entsteht und sich zu einer komplexen Rhythmik der Gesellschaftsformierung weiterentwickelt. Diese Erzählung – ich konnte sie meinerseits nicht anders als in nacherzählender Paraphrase darstellen – ist im eigentlichen Sinne eine Vorgeschichte: Sie deckt die notwendigen Konfliktetappen in diesem ganzen Feld auf, indem sie die Vorstufen, die Voraussetzungen, die Ableitungsverhältnisse des sozialen Lebens benennt und daraus die Nachgeschichte, die immer schon auf dem Weg ist – die Humanität – ableitet.

## VI. Vorgeschichte

Eine Studie zu einem Begriff zu schreiben, den ich im Werk Herders nur zweimal habe finden können, sollte philologisch unter keinem guten Stern stehen. Gleichwohl, die Sache, um die es geht, trifft in den inneren Kern von Herders Bestrebungen und insofern auch in den inneren Kern des Konzepts von Vorgeschichte, sofern man der Einschätzung zustimmen möchte, dass Herder hier wie anderswo ein Diskursivitätsbegründer<sup>40</sup> genannt werden kann.

Seine Texte erzählen lauter Vorgeschichten, aber sie tun dies immer in einem philosophischen Interesse, so dass man zugleich eine Theorieformation dessen zusammentragen kann, was Vorgeschichte, genetisches Philosophieren heißt.<sup>41</sup> Es handelt sich um komplexe Tiefennarrationen (s.o.), die insofern auch nicht auf einer primär philologisch vorliegenden Textebene manifest gemacht werden können.

<sup>40</sup> Vgl. den Begriff bei Michel Foucault, Was ist ein Autor?, in: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez/Simone Winko (Hg.), Texte zur Theorie der Autorschaft, Stuttgart 2000, S. 219.

<sup>41</sup> Man kann also diese Bestimmung des genetischen/genealogischen Philosophierens in einem historischen Raum vor Nietzsches entdecken und nebenbei die Abhängigkeiten dieses Meisters der kaschierten eigenen Vorgeschichten realisieren (aber dies ist ein anderes Thema).

Es ließ sich nicht die ganze Bandbreite des Themas der Vorgeschichte bei Herder erörtern. Eine komplette und nicht nur andeutende Recherche hätte die Dimension einer Monographie, die erneut den ganzen Herder zu exponieren hätte. Auch dies ist ein Unterfangen, das in der Forschung seine Vorgeschichten hat. Immerhin, angedeutet werden konnte, dass

- Herder Ansätze einer Erzähltheorie kennt, die eine Begründung für das Denken in Vorgeschichten zu liefern in der Lage ist und die sich gegen die Logifizierung der Narration zur Argumentation in Stellung bringt,
- Herders Sprachphilosophie der Rhythmik einer gestaffelten Aufdeckung von Vorgeschichten und insgesamt einem Masternarrativ folgt,
- Herder eine Theorie der Sinnlichkeit kennt, in der die fünf Sinne auf die Vorgeschichte eines synästhetischen *sensorium commune* zurückgeführt werden,
- Herder eine Anthropogenese über die Stationen Mensch, Säugling, Embryo, Tier, Pflanze laufen lässt,
- Herder eine ganze theologische Exegesetradition mit der Vorgeschichte einer mündlichen Mythogenese (*oral poetry*) unterläuft,
- Herder lineare Geschichtsmodelle mit den Vorgeschichten der monadisch eingefalteten Voraussetzungsstrukturen im Innenbereich der jeweiligen geschichtlichen Einheiten aushebelt,
- Herder die rhetorische Topik, also die Konvergenz von *inventio* und *memoria*, archäologisch unterläuft, die *memoria* dynamisiert und damit die *inventio* als innovative Deutung der Vorgeschichten neu denkt,
- Herder aus den Genealogien des Alten Testaments ein Denkmuster abliest, welches ihn zu einer Neudeutung der analytischen Philosophie und zum Modell des genetischen Philosophierens führt,
- Herder aus der Sündenfallgeschichte nebst einer Poetik der Ausrede eine genetische Vorgeschichte des menschlichen Vermögensapparats entwickelt,
- Herder eine Vorgeschichte der sozialen Funktion der Sprache aus der Konstellation von Individuierung, Gesellschaftskonstitution und Kriegsüberwindung (Humanität) aufbietet.

Nicht behandelt habe ich das Feld der Physiologie, also die Vorgeschichte des Körpers (*Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele*, 1778); die Debatte um Präformation und Epigenese; die Fragen der Kunstentwicklung; die in Herders reichem pädagogischen Schrifttum kursierenden Vorgeschichten; die für das Thema wichtigen Implikationen, die sich in den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–1791) finden. Aber es sollte deutlich geworden sein, dass Herder in der Entwicklungsgeschichte einer Denkform, die Vorgeschichten und Ursprungsgeschichten erzählt, also Voraussetzungsstrukturen aus guten Gründen im narrativen Modus belässt, von zentraler Bedeutung ist.